

# Anzeigen und Besprechungen

Objekttyp: **BookReview**

Zeitschrift: **Argovia : Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau**

Band (Jahr): **126 (2014)**

PDF erstellt am: **09.08.2024**

## **Nutzungsbedingungen**

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

## **Haftungsausschluss**

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

## Anzeigen und Besprechungen

*Kreis, Georg (Hg.): Die Geschichte der Schweiz. Mit Hauptbeiträgen von Urs Leuzinger, Regula Frei-Stolba und Daniel Paunier, Jean-Daniel Morerod und Justin Favrod, Susanna Burghartz, Randolph Head, Danièle Tosato-Rigo, André Holenstein, Irène Herrmann, Regina Wecker, Sacha Zala und Georg Kreis. Weitere Beiträge von Silvia Arlettaz, Olivier Christin, Bertrand Forclaz, Rudolf Jaun, Elisabeth Joris, Marc-Antoine Kaeser, Béla Kapossy, Georg Kreis, Martin Lengwiler, Luigi Lorenzetti, Theo Mäusli, Anna Pia Maissen, Jon Mathieu, Christian Pfister, Philipp Sarasin, Lucie Steiner, Brigitte Studer, Andreas Suter, Laurent Tissot, Béatrice Veyrassat und Andreas Würzler. – Basel: Schwaabe Verlag 2014. – 648 S., ill.*

Es sei gleich vorweggenommen: Die neue, von Georg Kreis in langjähriger Arbeit koordinierte Geschichte der Schweiz ist gelungen, ein vollwertiger Ersatz für die «Geschichte der Schweiz und der Schweizer» aus dem Jahr 1986. Sie ist entstanden als ein die Sprachräume übergreifendes Werk, das die verschiedenen Wissenschaftskulturen und die aktuelle Forschungslandschaft der Schweiz zwischen zwei Buchdeckeln vereint. Damit wird auch der traditionell nationalstaatliche Blick (Entstehung der Eidgenossenschaft aus dem Kern der Zentralschweiz) aufgebrochen, wie das bereits 1986 – vielleicht noch deutlicher – gemacht worden ist.

Schweizer Geschichte erlebt seit einigen Jahren wieder einen Boom, nachdem lange Jahre sich niemand mehr an den grossen Stoff herangewagt hat. Die Werke von François Walter (2009/10), Thomas Maissen (2010) und Volker Reinhardt (2011) sind als Übersichten angelegt. Das Sammelwerk von Georg Kreis will mehr sein und löst dies auch ein. Basis dieses Booms ist unter anderem die Verbreiterung und Aktualisierung des Wissens über das «Historische Lexikon der Schweiz» (2002–2014) sowie die in den letzten 25 Jahren erschienenen Kantonsgeschichten.

Das Buch ist in elf grosse Epochenkapitel gegliedert und folgt in diesem Sinn einer traditionellen Narration. Es wird ergänzt durch 22 je vierseitige, thematische Vertiefungen: vom Archivwesen über die Direkte Demokratie und Migrationsgeschichte bis zur Umweltgeschichte. Darin wird auch verschiedenen in den letzten Jahrzehnten neu entstandenen Forschungsfeldern Rechnung getragen. Die Epochenkapitel werden jeweils mit einem kurzen Überblick zum Stand der Forschung abgerundet.

Die Ur- und Frühgeschichte sowie die römische Epoche werden von Urs Leuzinger, Regula Frei-Stolba und Daniel Paunier präsentiert. Verarbeitet darin ist das stark gewachsene archäologische Wissen der letzten Jahrzehnte. Jean-Daniel Mo-

rerod und Justin Favrod sowie Susanna Burghartz haben die beiden Mittelalterkapitel verfasst. Beiden gelingt dabei eine sinnvolle Adaption des komplexen Buches von Roger Sablonier (Gründungszeit ohne Eidgenossen, 2008). Der amerikanische Schweiz-Spezialist Randolph Head setzt sich mit dem 16. Jahrhundert, der Zeit der konfessionellen Spaltung, auseinander, Danièle Tosato-Rigo mit der Zeit bis 1712, einem Jahrhundert der inneren und äusseren Kriege, der knapper werdenden Ressourcen und der konfessionellen Spaltung der Eidgenossenschaft. Stillstand und Beschleunigung ist das Thema von André Holensteins Beitrag zum 18. Jahrhundert und zur Helvetik. Dem politischen Stillstand steht der Aufbruch in Wirtschaft und Bevölkerung gegenüber, der schliesslich in die von aussen aufgezwungene Revolution mündet. Irène Herrmann analysiert gekonnt die für die Entstehung der heutigen Schweiz so wichtige Zeit zwischen der Helvetik und der Gründung des Bundesstaates. Regina Wecker setzt die Zeit bis zum Ausbruch des Ersten Weltkrieges unter den Schwerpunkt der Modernisierung in Politik, Wirtschaft und Gesellschaft. Sacha Zala gelingt ein guter Zugang zur Zeit der Weltkriege – nach den heissen Debatten der 1990er-Jahre um den Zweiten Weltkrieg kein einfaches Unterfangen. Der Boom der Forschung rund um den Ersten Weltkrieg konnte noch nicht verarbeitet werden. Georg Kreis schliesslich schafft eine Skizze der Schweiz nach 1945, die naturgemäss noch relativ unscharf bleiben muss. Die Forschung zu diesen Jahrzehnten steckt noch in den Kinderschuhen.

Eine Besprechung der neuen Schweizer Geschichte in der Jahresschrift der Historischen Gesellschaft des Kantons Aargau wird auch nach dem Stellenwert des Aargaus darin fragen müssen. Die Grundlagen dazu sind etwas schwieriger, da die Zeit vor 1800 und nach 1945 im Aargau nach wie vor der vertieften Bearbeitung harret. Sucht man nach aargauischen Stichworten im Register, treten natürlich die klassischen Namen wie Windisch/Vindonissa, Habsburger, Villmerger Kriege oder der Klosterstreit hervor. Die Bedeutung des Raumes Aargau vor und nach 1415, die Entstehung der Tagsatzungen oder auch die Stellung und der Einfluss des Aargaus im frühen Bundesstaat werden hingegen gewürdigt. Eine Schweizer Geschichte ist aber keine Zusammensetzung von einzelnen Kantons- und Regionsgeschichten. In diesem Sinn lässt sich daraus auch nicht eine Geschichte des Aargaus herauslesen, sondern höchstens in den Zusammenhang einordnen.

Die neue Geschichte der Schweiz ergänzt die in den letzten Jahren erschienenen Übersichtswerke aufs Beste. Sie bietet den Leserinnen und Lesern, die sich auf eine vertiefte Auseinandersetzung mit der Geschichte des Landes einlassen wollen, wertvolle neue Zugänge. Dem Zeitgeist entsprechend, ist der Stellenwert der politischen Geschichte gegenüber der «Geschichte der Schweiz und der Schweizer» wieder gewachsen. Dies hilft aber durchaus, sich in dem doch umfangreichen Werk zurechtzufinden.

BRUNO MEIER, BADEN

*Hugener, Rainer: Buchführung für die Ewigkeit: Totengedenken, Verschriftlichung und Traditionsbildung im Spätmittelalter. – Zürich: Chronos-Verlag 2014. – 486 S., ill.*

Stiftungen für das Seelenheil von Verstorbenen waren im Mittelalter eine weitverbreitete religiöse Praxis. Als liturgische Gegenleistungen konnten am Jahrestag des Todes oder der Beerdigung Seel- und Totenmessen abgehalten werden. Um der im Verlauf des Mittelalters wachsenden Zahl von Gebetsverpflichtungen nachkommen zu können, wurden diese in Nekrologien und Jahrzeitbüchern schriftlich fixiert. Erscheinungsformen und Funktionen dieser Bücher wandelten sich im Verlauf des Mittelalters stark. Grund genug für die vorliegende Zürcher Dissertation, sich eingehend mit der Entwicklung der Gedenküberlieferung vor allem seit dem Spätmittelalter auseinanderzusetzen. Dem mittelalterlichen Gedenkwesen kommt insgesamt grosse Bedeutung zu, da sich darin religiöse Absichten mit politischen, wirtschaftlichen und rechtlichen Bedürfnissen verschränkten. Das Gedenken an die Toten sollte mittels schriftlicher Aufzeichnungen für die Ewigkeit aufrechterhalten werden. Einmal angelegte Bücher waren meist über mehrere Jahrzehnte, wenn nicht über Jahrhunderte in Gebrauch. Sie wurden weitergeführt, überarbeitet oder neu abgeschrieben. Deshalb können sie auch als «lebendige Bücher» bezeichnet werden. Erst mit der Reformation wurde das Jahrzeitwesen in den reformierten Gebieten abgeschafft.

Die vorliegende Arbeit von Rainer Hugener untersucht die Entstehung und Entwicklung von «nekrologischem Schriftgut» an den Übergängen vom Hoch- zum Spätmittelalter und zur frühen Neuzeit. Anhand der reichhaltigen Überlieferungen aus dem Gebiet der heutigen Schweiz – vornehmlich das 12. bis 16. Jahrhundert betreffend – wird aufgezeigt, wie sich im Bereich des liturgischen Totengedenkens neue Formen der Buchführung entwickelten und durchsetzten, die auch Auswirkungen auf die Güterverwaltung und die Geschichtsschreibung hatten. Damit wird das Augenmerk auf das dem kirchlichen Gedenkwesen eigene Innovationspotenzial gelenkt, das gemeinhin als traditionalistisch und damit geradezu als charakteristisch für die vormoderne Gesellschaft gilt. Gerade in der Analyse von Fallbeispielen, die die Überlappung, Verschmelzung und Ausdifferenzierung von genuin kirchlichen Schriftguttypen mit einer vermehrt der weltlichen Sphäre zugerechneten Administrationskultur greifbarer machen, liegt eine der Stärken der vorliegenden Arbeit. Gefragt wird nach den kulturellen und medialen Praktiken im Umgang mit den Schriftstücken, die sich zwischen liturgischer Inszenierung und einer zunehmenden Verschriftlichung bewegen. Im Mittelpunkt der Arbeit steht sodann nicht die theoretische Auseinandersetzung mit Schriftlichkeit und Medialität, sondern zunächst in erster Linie die Schriftstücke selbst, das heisst die Nekrologien und Jahrzeitbücher, die im Verlauf des Spätmittelalters an den meisten Klöstern, Stiften und Pfarrkirchen angelegt und geführt wurden. Das Quellenverzeichnis, das sämtliche nekrologischen Schriftstücke aus dem Gebiet der heutigen Schweiz bis 1800 auflistet, bildet dann auch explizit einen eigenständigen Bestandteil der Arbeit. Es ist alphabetisch nach

Ortsnamen geordnet und enthält zu jedem Stück eine kurze Beschreibung. Da die Originale nicht nur in staatlichen Institutionen aufbewahrt werden, sondern sich noch mehrheitlich im Besitz von kirchlichen Institutionen befinden, ist dieses Findmittel für die künftige Beschäftigung mit dem Thema als äusserst hilfreich anzusehen.

Trotz Bemühungen seit der Wende zum 19. Jahrhundert die Gedenküberlieferung mittels Editionen teilweise zugänglich zu machen, wurde diese seitens der Geschichtsforschung lange nur wenig beachtet, was unter anderem an einer Geringschätzung der Quellengattung lag. Interesse erweckten zunächst alleine die darin enthaltenen Namen, die unter genealogischen und namenkundlichen Gesichtspunkten ausgewertet wurden. Erst im Zuge einer umfassenden kulturgeschichtlichen Betrachtungsweise des Gedenkwesens unter dem Stichwort «Memoria» erlangten die mittelalterlichen Gedenkaufzeichnungen vermehrte Beachtung. Eine breit angelegte, vergleichende und epochenübergreifende Untersuchung des mittelalterlichen Gedenkwesens in der heutigen Schweiz existiert noch nicht. Diese Lücke wird nun mit der vorliegenden Dissertation geschlossen, wenngleich sich der darstellende Teil der Arbeit, im Gegensatz zum Quellenteil, fast ausschliesslich mit der Deutschschweiz beschäftigt.

Die Arbeit verfolgt ein zweifaches Ziel: Einerseits wird ein Überblick über die verschiedenen Formen und Funktionen der überlieferten nekrologischen Schriftstücke geboten (Kapitel 2). Andererseits werden mittelalterliche Verwaltungstechniken und administratives Handeln mit den Schriftstücken anhand dreier Fallbeispiele vorgestellt. Eines der Fallbeispiele befasst sich mit dem bekannten Kapiteloffiziums- und Nekrologbuch mit Nekrolog aus Hermetschwil. Das im 12. Jahrhundert für das einstige Doppelkloster Muri angelegte Buch wurde nach der Übersiedlung der Nonnen vor 1244 nach Hermetschwil an den neuen Ort mitgenommen und von diesen weitergeführt. Der Nekrolog im Kapiteloffiziums- und Nekrologbuch muss nach Auseinandersetzungen mit den habsburgischen Kastvögten und dem Mutterkloster in Muri um Ansprüche auf Stiftungsgüter mit verschiedenen urkunden- und verzeichnisartigen Texten ergänzt worden sein. Das im Nekrolog eingeschriebene Verzeichnis umfasste nicht die Einkünfte aus den Jahrzeitstiftungen, sondern die grundherrlichen Abgaben. Damit stellte dieses eine wichtige Vorarbeit für ein wenig später entstandenes Urbar dar. In diesem wurden erstmals sämtliche Güter des Klosters systematisch verzeichnet. Wie andernorts auch waren die nekrologischen und urbarialen Aufzeichnungen anfänglich eng miteinander verbunden. Oftmals stand ein bereits bestehendes oder neu angelegtes nekrologisches Schriftstück am Anfang eines Verschriftlichungsprozesses.

Ausgehend von den grossen alten Benediktinerabteien nahmen später vor allem die jüngeren, reformorientierten Gemeinschaften die Tradition des Totengedenkens auf. Sie waren die ersten, die für die Aufzeichnung des Gedenkens eigene Bände verwendeten und auch die zugehörigen Einkünfte verzeichneten. Die so entstandenen Jahrzeitbücher verbanden nach Hugener liturgischen Gebrauch im Rahmen des Gottesdienstes mit wirtschaftlich-administrativen Belangen. Diese Form der Auf-

zeichnung wurde schliesslich auch von kommunalen kirchlichen Institutionen wie Pfarrkirchen, Siechenhäusern und Spitälern aufgenommen. Die Entwicklung lässt sich allgemein als Übergang vom Kalender zum Nekrolog und vom Nekrolog zum Jahrzeitbuch beschreiben. Damit einher gingen Veränderungen des liturgischen Gedenkens. In keiner Weise kann allerdings davon ausgegangen werden, dass das Gedenkwesen durch die Verlagerung zu anderen Trägern an Bedeutung verloren hätte. Im Gegenteil wurden Stiftungen für das Seelenheil, so Hugener, in dieser Zeit zu einem Massenphänomen für sämtliche Gesellschaftsschichten.

Umfangmässig den grössten Raum nimmt das vierte Kapitel ein, das sich ausführlich dem Zusammenhang von Gedenkpraktik und Geschichtskultur widmet, zwei Themenbereiche, die auf den ersten Blick wenig verbindet. Es verwundert daher nicht, dass die bisherige Forschung, obwohl viele Bücher zum Gedenkwesen historiografische Aufzeichnungen in Form von annalistischen Tabellen oder chronikalischen Berichten enthalten, diesen Sachverhalt entweder ausgeblendet oder als Überlieferungszufall abgetan hat. Gerade hier setzt die Untersuchung von Hugener ein, indem sie ausführlich der äusserst lohnenden Frage nachgeht, inwiefern und wie historisches Wissen im Rahmen des ritualisierten Totengedenkens gepflegt, weiterentwickelt und vermittelt wurde. Vor allem am Beispiel der sogenannten Schlachtenjahrzeiten, die in den eidgenössischen Städten und Länderorten gefeiert wurden, arbeitet Hugener die traditionsbildende Funktion des Gedenkwesens heraus. Ganz besonders interessiert in diesem Zusammenhang die Entstehung und Verbreitung der sogenannten Befreiungstradition. Darunter werden jene für das historische Selbstverständnis der späteren Schweiz wichtigen Erzählungen subsummiert, die vom heldenhaften Kampf der Bauern gegen die adlige Willkürherrschaft berichteten und im Spätmittelalter weit verbreitet waren. Dabei zeigte sich, dass der Umgang mit Geschichte von Ritualen und liturgischem Gedenken geprägt war. Anlässlich von kirchlichen Feiern an bestimmten Jahrestagen oder weiteren sinnträchtigen Daten wurden Vorstellungen über die eigene Vergangenheit, über kriegerische Erfolge, Allianzen und Feindschaften, die sich aus dem Fundus an historiografischem Wissen speisten, an die Bevölkerung vermittelt. Die Gedenkanlässe waren obrigkeitliche Inszenierungen, die darauf abzielten, die herrschenden Verhältnisse durch den historischen Rückblick quasi als gottgegeben politisch zu legitimieren. Durch die Einbettung in die kirchliche Gedenkpraxis erhielten diese einen religiösen Charakter.

Wichtige Kristallisationspunkte für die Entwicklung einer eidgenössischen Befreiungstradition bildeten, so Hugener, einerseits die Gedenkanlässe der Stadt Bern, die nicht nur ihre Stadtgründung durch Herzog Berchtold von Zähringen feierte, sondern auch verschiedene kriegerische Auseinandersetzungen mit den Habsburgern, aus denen sie – wie beispielsweise bei Laupen 1339 – siegreich hervorgegangen waren. Einen weiteren Strang bildeten die historiografischen Motive rund um die Schlacht bei Sempach von 1386. Mit Jahrzeitfeiern wurde die Erinnerung an den in Königsfelden begrabenen Herzog Leopold und seine Gefolgsleute auf-

recht gehalten. Auch nach der Eroberung des Aargaus 1415 durch die Eidgenossen wurden die Gedenkfeiern dort weiterhin begangen. Unter anderem wurde damit ein Zeichen gesetzt, dass die Rechtmässigkeit der Eroberung angezweifelt wurde. Auch auf der eidgenössischen Seite, so zum Beispiel in der Stadt Luzern, spielten die Ereignisse um Sempach im historischen Selbstverständnis eine wichtige Rolle. Es erstaunt daher nicht, dass die Geschehnisse von Sempach sowie deren Protagonisten zunächst in der prohabsburgischen und später in der eidgenössischen Historiografie eine wichtige Stellung einnahmen.

Die vorliegende Arbeit ist durch ihren umfangreichen Quellenteil eine wertvolle Grundlage für die weitere Beschäftigung mit dem Thema und löst mindestens in diesem Bereich den Anspruch auf eine gesamtschweizerische Darstellung ein. Als fruchtbar herausgestellt hat sich zudem, dass entgegen gängiger Schriftgutkategorien die liturgischen, administrativen oder historiografischen Funktionen der Schriftstücke nicht als trennend, sondern als aufeinander bezogen dargestellt wurden. Inwieweit die anhand einzelner Fallbeispiele erarbeiteten Denkmodelle einer engen Verflechtung von weltlicher Verwaltung und kirchlicher Buchführung sich auf weitere Fälle tatsächlich übertragen lassen, wird in weiteren Studien zu überprüfen sein.

JEANNETTE RAUSCHERT, ZÜRICH

*Furter, Fabian; Krebs, Adrian; Rorato, Miriam. Aargauer Bauernbuch. – Baden: hier + jetzt, Verlag für Kultur und Geschichte 2013. – 172. S., ill.*

Die Jubiläumsschrift zum 175-jährigen Bestehen des Bauernverbandes Aargau besticht durch ihr reiches Bildmaterial und ihre schöne Gestaltung. Verschiedene Porträts, angeordnet nach dem Jahresverlauf, im zweiten Teil zeigen sehr schön den aktuellen Zustand des aargauischen Bauerntums und werden für Historiker in künftigen Zeiten eine wertvolle Quelle für unsere Gegenwart darstellen.

Im ersten Teil, der die Entwicklung des Bauernverbandes von 1838 an aufzeigt, wird aufgezeigt, wie jede Bauerngeneration wieder vor neue existenzielle Herausforderungen gestellt wurde. Das mag tröstlich für die aktuelle Generation sein, die sieht, dass sie nicht die erste ist, welcher düstere Zukunftsprognosen gestellt werden, und dass es bisher noch immer gelungen ist, die Herausforderungen zu meistern.

Der Historiker wünschte sich allerdings an einigen Stellen etwas mehr Differenzierung, so etwa, wenn für den ersten Teil des 19. Jahrhunderts generell von einer Verarmung des Bauernstandes gesprochen wird. Das war natürlich damals die Ausdrucksart der damaligen landwirtschaftlichen Gesellschaft, die ja ihre Tätigkeit «zur Hebung des Bauernstandes» begründen musste. Ob aber wirklich die gesamte Landwirtschaft des Kantons in so schlechtem Zustand sich befunden hat, ist fraglich, wird doch andererseits auf die «Kornkammer» Aargau verwiesen – ganz so erbärmlich können die Zustände doch nicht gewesen sein.

Auch die Trennung zwischen einer Patrizierschicht, die die landwirtschaftliche Gesellschaft bestimmt habe und einer Bauernschaft, die daran nicht teilhatte, scheint

fragwürdig. Zum einen hat die Oberschicht wohl in vielen Fällen durchaus selbst Landwirtschaft betrieben oder betreiben lassen, ist also auch direkt betroffen und nicht nur philanthropisch tätig, wenn es um Verbesserung der Anbaumethoden geht. Zum anderen existiert ein aargauisches Patriziat in dem Sinne nicht, sondern einige der genannten Persönlichkeiten, so zum Beispiel Seminardirektor Augustin Keller, haben klein- oder mittelbäuerliche Wurzeln.

Wenn wir dann allerdings ins 20. Jahrhundert kommen, so wird die gewünschte Differenzierung gemacht, neben Bauernverband kommt auch die Kleinbauerninitiative gebührend zu Wort, und damit gewinnt dieses Buch seinen grossen Wert als Darstellung der Geschichte des aargauischen Bauerntums.

MATTHIAS FUCHS, LEUTWIL

*Sauerländer, Dominik; Schneiter, Stefan. Dürrenäsch. – Dürrenäsch 2013. – 188. S., ill.*

Dominik Sauerländer und Stefan Schneiter legen als neue Dürrenäscher Ortsgeschichte einen prächtigen Bildband vor. Und es sind denn auch die zahlreichen Bilder, die vielfach für sich sprechen, einen Eindruck von geschlossenem in sich Ruhen vermitteln, das im Text so nicht zu finden ist.

Gleich in der Einleitung konstatieren die Autoren, dass Dürrenäsch einen eigenartigen Eindruck erweckt. Sie zeigen dies anhand eines Ganges durch das Dorf, stellen fest, dass ein eigentliches Zentrum fehlt, keine Kirche vorhanden ist und vor allem Fragen aufgeworfen werden. Dieser Eindruck durchzieht darauf auch den Textteil des Buches. So scheint vor dem 19. Jahrhundert vieles an der Geschichte des Ortes wenig fassbar.

Es gibt zwar eine keltische Höhensiedlung und auch römische Siedlungsspuren, aber auf deren Entdeckung in den dreissiger Jahren des letzten Jahrhunderts scheinen keine weiteren Funde mehr gefolgt zu sein, sodass diese Zeit gänzlich im Dunkeln bleibt. Nicht viel anders scheint es auch um Mittelalter und frühe Neuzeit zu stehen. Zwar kennt man die Herrschaftsstruktur, aber nicht viel mehr, und die Aussagen über diese Zeit werden häufig mit einem «vielleicht» oder «man weiss nicht genau» eingeleitet, die Erkenntnisse werden mit Analogien zu anderen Gebieten unter habsburgischer und später bernischer Herrschaft im Aargau gewonnen.

Dem scheint auch eine Bevölkerungsentwicklung zu entsprechen, die erst im 18. Jahrhundert mit dem Aufkommen der Heimindustrie wirklich stattliche Bevölkerungszahlen zeigt. Allerdings beruhen die Angaben zum 16. und 17. Jahrhundert auf Schätzungen, und auch der Bevölkerungsanstieg in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts kann offenbar noch nicht klar der Heimindustrie zugeschrieben werden, die nach den Autoren mit der Baumwollverarbeitung erst zu Beginn des 19. Jahrhunderts erstmals fassbar wird. Eigentlich ist es für Historikerinnen und Historiker tröstlich zu sehen, wie wenig wir eigentlich über die Vergangenheit unserer Region schon wissen und wie viel es noch zu erforschen gibt, so bald man sich etwas von den Hauptverkehrsachsen entfernt – Dürrenäsch wäre da sicher eine Herausforderung.



Für dieses 19. Jahrhundert erweist sich allerdings der Fund des Tagebuches von Daniel Stauer als Glückfall. Plötzlich tritt uns hier ein Kleinbauer, Heimarbeiter und Störmetzger entgegen, der erzählt, wie es war, wie ein durchschnittlicher Dürrenäscher zu seiner Zeit lebte. Diese Quelle wird sehr klug und gewinnbringend eingeordnet. Dies und Ausführungen zu Waldwirtschaft, Wasserversorgung, Korkindustrie machen den Reiz dieser Geschichte aus, die zwar keine in sich stimmige Gesamtschau liefern kann, aber doch einige der sehr vielfältigen Facetten dieses rätselhaften Dorfes aufzeigen kann.

MATTHIAS FUCHS, LEUTWIL

*Baumann, Max: Kirche, Schule, Fürsorge. Das Leben und Wirken des Aargauer Pfarrers Johann Jakob Baumann (1824–1889). – Baden: hier + jetzt, Verlag für Kultur und Geschichte 2013. – 184 S., ill.*

Was der Historiker und Schriftsteller Max Baumann uns mit der Biografie «Das Leben und Wirken des Aargauer Pfarrers Johann Jakob Baumann (1824–1889)» vorlegt, ist mehr als eine Biografie, sie ist zugleich ein Zeitdokument. Der Leser erlebt Johann Jakob Baumann stets in seinem Umfeld. So nimmt man teil an seiner Reifezeit, seinem passiven Miterleben der Veränderungen in seiner Umgebung um die Jahrhundertmitte und letztlich an seinem grossartigen weitgefächerten Engagement als Landpfarrer von Brittnau, und dies in relativ kurzen Kapiteln, was das Lesen dieser Biografie leicht macht. Einleitend gibt Max Baumann eine Einführung zum historischen Hintergrund, nachfolgend erlebt der Leser Johann Jakob Baumann in fünf Kapiteln, und abschliessend sind Originaltexte aus seinem Wirken angefügt. So wird der Leser auf die wichtigsten Ereignisse, Entscheidungen und Lebensveränderungen hingewiesen. Dabei wird ihm auch das Zeitumfeld aus authentischen Quellen mitgeliefert.

Zuerst führt der Biograf in die *Jugendzeit in Stilli* ein, einem kleinen aargauischen Dorf. Dort wurde Johann Jakob am 21. Oktober 1824 als letztes von 15 Kindern des damaligen, angesehenen Gemeindeammanns, Getreidehändlers, Landwirts Johannes Baumann und dessen Gattin Anna, einer geborenen Kern, geboren. Max Baumann zeichnet eindrücklich das Leben der Einwohner und deren Charakter.

Das Schicksal schlug früh zu. Mit 13 Jahren erlebte Johann Jakob brutal den wirtschaftlichen und sozialen Abstieg der angesehenen Familie durch den Konkurs des Vaters, den Verlust an Hab und Gut und den guten Ruf der Familie. In dieser grossen Not erfährt er aber ebenso eindrücklich den Zusammenhalt der Familie, die Solidarität der Geschwister und Verwandten. Von Bedeutung für seine weitere Entwicklung wurde, dass ihm sein älterer Bruder Heinrich Baumann, Bezirksschullehrer und Weinhändler in Aarau, ermöglichte, die Bezirksschule in Brugg und anschliessend die Kantonsschule in Aarau zu besuchen. Nach dem erfolgreichen Abschluss der Matura an der Kantonsschule zog er am 23. April 1846 an die Universität Jena. Obwohl Johann Jakob gerne Philologie studiert hätte, zog er das Studium der Theologie

vor, letztlich deshalb, weil bessere Erwerbssaussichten bestanden. Johann Jakob wählte wohl auch auf Anraten seines liberal denkenden Bruders Heinrich die Universität Jena aus, die damals ihres liberalen Geistes wegen von Schweizern besucht wurde. Hier machte Johann Jakob Baumann auch wertvolle Bekanntschaft unter anderem mit Emil Welti aus Zurzach, dem späteren Bundesrat, und Samuel Wildi aus Veltheim, dem späteren Oberrichter und Nationalrat. Johann Jakob hatte sich am 12. Mai 1846 als stud. phil. immatrikuliert; er wechselte erst im Wintersemester 1847/48 zur theologischen Fakultät. Er folgte also vorerst seiner Neigung.

Nach Ausbruch der 1848er-Revolution reiste er überstürzt aus Jena ab. Nach kurzem Studienaufenthalt in Zürich wechselte er an die Universität Tübingen. Er musste allerdings aus finanziellen Gründen 1849 das Studium abbrechen. Um eine Anstellung als Seelsorger zu erhalten, hatte er die Ordination als aargauischer Pfarrer zu bestehen. Danach fand er eine Stelle als Vikar in Brittnau, der nun sein Wirkungs-ort während 33 Jahren werden sollte.

Vikar Baumanns Einkommen hätte nicht zur Gründung einer Familie gereicht. Er versuchte mehrmals, einen Wechsel vorzunehmen, bewarb sich und hätte schliesslich Pfarrer von Reinach werden können, wenn nicht unerwartet der Brittnauer Pfarrer Strähl am 20. März 1855 gestorben wäre. Daraufhin bewarb sich Baumann für die frei gewordene Stelle als Pfarrer. Er wurde am 9. Mai 1855 gewählt. Schon am 24. Juli 1855 heiratete er Pauline Wassmer aus einem reichen angesehenen Aarauer Geschlecht. Sie gebar ihm sieben Töchter.

Zu Beginn seiner Amtszeit setzte er sich in seiner Gemeinde für die Erweiterung der Kirche, den Bau einer Kirchenorgel und die Neugestaltung des Friedhofs ein. Eingehend berichtet der Autor über Baumanns seelsorgerische Pflichten, über sein vielfältiges soziales und politisches Engagement im Sittengericht sowie im Schul- und Armenwesen. Auf regionaler Ebene war er Präsident der Kulturgesellschaft des Bezirks Zofingen, Mitbegründer des Bezirksspitals Zofingen. Er leistete auf kantonaler Ebene seinen Beitrag im Verfassungsrat und im Grossen Rat beim Aufbau des neuen Kantons Aargau. Als Theologe gehörte er zu den gemässigten Reformtheologen, wobei er nicht als Theoretiker hervortrat, sondern seine liberalen Überzeugungen in der Praxis umsetzte.

Max Baumann beleuchtet nicht nur Johann Jakob Baumann als Mensch in den verschiedenen Lebensphasen, sondern er stellt ihn jeweils hinein in die politischen, wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Verhältnisse und deren Veränderungen im 19. Jahrhundert. Der Autor schöpft aus einem grossen Quellenfundus und dank seinen historischen Kenntnissen belebt er anschaulich die verschiedenen Lebensstationen und zeichnet das eindruckliche Zeitumfeld, in dem Johann Jakob Baumann agierte.

ALFRED SCHRIBER, ZOFINGEN

*Aargauische Kantonalbank (Hg.): 100 Jahre nahe: Die Aargauische Kantonalbank 1913–2013: Eine Festschrift. – Aarau: AT Verlag 2013. – 200 S., ill.*

Die Aargauische Kantonalbank (AKB) feierte im vergangenen Jahr ihr 100-jähriges Jubiläum unter anderem mit der Herausgabe einer umfangreichen, reich bebilderten Festschrift. Auf den ersten 80 Seiten äussern sich 18 prominente Aargauerinnen und Aargauer zu Jeremias Gotthelfs Thema «Geld und Geist». Aus verschiedenen Blickwinkeln wie Politik, Wirtschaft, Medien und Kultur werden etwa Aspekte aus der Geschichte der AKB oder aktuelle Probleme der Finanzwirtschaft erörtert, aber auch über die historische Rolle des Aargaus innerhalb der Eidgenossenschaft nachgedacht.

Durch Interviews mit Personen aus verschiedenen Altersgruppen aufgelockert, behandelt der zweite Hauptteil der Festschrift die 100-jährige Entwicklung der AKB innerhalb der Wirtschaftsgeschichte des Kantons. Nach den Diskussionen rund um die Verstaatlichung der «Aargauschen Bank» vor dem Ersten Weltkrieg, steuerte die so entstandene AKB weitgehend ruhig durch die rauen Gewässer der Weltkriege, der Weltwirtschafts- und der Erdölkrise zu den jüngsten Herausforderungen für das Schweizer Bankwesen: zur Diskussion um nachrichtenlose Vermögen von Opfern des Holocaust in den 1990er-Jahren, zur Finanzkrise seit 2008, die der AKB neue Kunden zuführte, zur Eurokrise und zu den Problemen rund um den Steuerstreit mit den USA beziehungsweise der EU und der damit verbundenen Diskussion um das Bankgeheimnis. In all diesen Minenfeldern agierte die AKB weitgehend vorsichtig und erfolgreich – und dies nicht allein nach dem Zeugnis der Festschrift.

Die Darstellung ist gut lesbar und bettet die Unternehmensgeschichte in den wirtschaftshistorischen und finanzpolitischen Kontext ein. Zahlreiche eingestreute Zitate zeugen von ausgiebigem Quellenbezug, auch wenn Quellen und Literatur bis auf eine Kurzbibliografie und einzelne hervorgehobene Zitate an den Kapitelenden nicht ausgewiesen werden. Ungenannt bleiben auch die Autoren dieses historischen Durchgangs, und so ist abgesehen vom Schlusswort unklar, ob Roy Oppenheim als Konzeptgeber und Redaktor den Text selber verfasst hat. Insgesamt handelt es sich um eine gelungene Festschrift, die verschiedene Bedürfnisse abdeckt und die auch in gestalterischer Hinsicht anspricht.

SEBASTIAN GRÜNINGER, BUCHS

*Bruin, Renger de; Brinkman, Maarten (Hg.): Friedensstädte. Die Verträge von Utrecht, Rastatt und Baden. – Petersberg: Michael Imhof Verlag 2013. – 192 S., ill.*

Mit dem Gedenken an die Friedensschlüsse zum Spanischen Erbfolgekrieg in Utrecht, Rastatt und Baden (AG) ist zu einer Ausstellung, die im Herbst 2014 auch im Historischen Museum Baden gezeigt wird, ein Katalog erschienen, der auch einige Aufsätze beinhaltet. Den Artikel zum Badener Frieden hat Rolf Stücheli geschrieben, seit seiner 1997 erschienen Dissertation der Schweizer Spezialist zum Badener Friedenswerk. Er resümiert darin in kurzer Form die Resultate seiner Forschungen,

die er in der *Argovia* 109 im Jahr 1997 und in seiner in selben Jahr erschienenen Dissertation bereits vorgestellt hat. Der Band enthält weitere Beiträge zu den Friedensschlüssen von Utrecht und Rastatt, aber auch übergreifende Artikel zu Krieg und Frieden in der Zeit um 1700.

BRUNO MEIER, BADEN

*Wiederkehr, Ruth: Das Hermetschwiler Gebetbuch. Studie zu deutschsprachiger Gebetbuchliteratur der Nord- und Zentralschweiz im Spätmittelalter. Mit einer Edition. Kulturtopographie des alemannischen Raums Band 5. – Berlin: Verlag Walter de Gruyter 2014. – 404 S., ill.*

Die Germanistin und Historikerin Ruth Wiederkehr hat in der *Argovia* 122 im Jahr 2010 erste Resultate aus ihrer Lizentiatsarbeit zu einem Hermetschwiler Gebetbuch des 15. Jahrhunderts vorstellen können. Mittlerweile hat sie den Stoff zu einer umfangreichen Dissertation ausgebaut. Neben der darin enthaltenen Edition des Gebetbuches beinhaltet die Arbeit eine spannende Analyse und Einordnung dieser aussergewöhnlichen Quelle.

In einem ersten Teil gibt die Autorin einen gerafften Überblick zur Geschichte des Frauenklosters Hermetschwil und zur Überlieferung der Hermetschwiler Bibliothek und des Handschriftenbestandes. Sie arbeitet dabei heraus, wie die Herkunft und die regionalen Netzwerke der Nonnen sich im Handschriften- und Bibliotheksbestand widerspiegeln. Ein zweiter Teil enthält eine Einführung zur Forschung über deutschsprachige Gebetbücher und führt über zu den zwei Hauptteilen, die eine umfangreiche Analyse der Handschrift umfassen; einerseits bezogen auf die darin verzeichneten Gebete im engeren Sinn, andererseits in Bezug auf weitergehendes Alltagswissen, das sich neben den Gebeten in der Quelle überliefert hat.

Die Arbeit zeichnet sich aus durch den interdisziplinären Zugang zum gewählten Stoff; eine gelungene Verbindung von sprachwissenschaftlicher, religionswissenschaftlicher und historischer Forschung. Die Autorin kann derart eine Quelle für die Alltagsgeschichte eines Klosters nutzbar machen, die dies auf den ersten Blick nicht hätte vermuten lassen.

BRUNO MEIER, BADEN

*Rauschert, Jeannette; Teuscher, Simon; Zotz Thomas: Habsburger Herrschaft vor Ort – weltweit (1300–1600). – Ostfildern: Jan Thorbecke Verlag 2013. – 282 S.*

Fünf Jahre nach der Lenzburger Tagung «Habsburger Herrschaft vor Ort – weltweit» auf Schloss Lenzburg ist der entsprechende Tagungsband erschienen. Er widerspiegelt die Breite an Themen und Zugängen, die im Konzept der Tagung angelegt war.

Nach einer Einleitung der Herausgeber skizziert Thomas Zotz vorerst Zentrum und Peripherie des habsburgischen Machtbereichs im Mittelalter bis zur Angliederung der Niederlande und von Spanien an der Wende zum 16. Jahrhundert.

Ein erster Teil des Bandes setzt sich mit habsburgischer Herrschaftspraxis in den alten Ländern auseinander. Christian Lackner analysiert gekonnt die Kommerzialisierung von Herrschaftsrechten in den Herzogtümern Österreich und Steiermark im 14. und 15. Jahrhundert; eine Strategie von Herrschaftsausübung, die die Habsburger in meisterlicher Form beherrscht haben, die allerdings neben Intensivierung auch zu Entfremdung von Herrschaft führen konnte. Herrschaft vor Ort im Spätmittelalter präsentieren auch Klaus Brandstätter in seiner Analyse habsburgischer Kirchenpolitik im Tirol und Alois Niederstätter in einer Skizze habsburgischer Herrschaftspraxis am Bodensee und im Rheintal. Aus schweizergeschichtlicher Perspektive zu betonen ist dabei einmal mehr, wie parallel zu den Verlusten der Habsburger an die entstehende Eidgenossenschaft eine Expansion von Herrschaft in unmittelbarer Nähe stattgefunden hat. Simon Teuscher ordnet am Beispiel des Narrativs über die «bösen Vögte» diese schweizergeschichtliche Perspektive in einen grösseren Zusammenhang ein und zeigt dabei, wie Herrschaftsdelegation im 14. und 15. Jahrhundert funktionieren konnte. Auf die Kirchenpolitik der Habsburger im 14. Jahrhundert am Beispiel der Klöster Königsfelden und Beromünster und des Bistums Konstanz geht Andreas Bihrer in seinem Beitrag ein. Er hinterfragt dabei unter anderem die politische Bedeutung von Agnes von Ungarn während ihrer Zeit in Königsfelden. Ein Feld, das weitergehender Untersuchung bedürfte und in dem man in guten Treuen auch anderer Meinung sein kann. Brigitte Kurmann schliesst an diesen Beitrag an mit einer Analyse der habsburgischen Präsenz in den Glasmalereien des Klosters Königsfelden. Als Schlusspunkt zum Teil über den älteren habsburgischen Machtbereich präsentiert Martina Stercken eine Skizze der habsburgischen Städtepolitik im Gebiet der heutigen Schweiz.

Ein zweiter Teil des Bandes umfasst vergleichende Beiträge aus anderen Machtbereichen der Habsburger im ausgehenden 15. und 16. Jahrhundert. Beginnend mit der schwierigen Integration der Niederlande in das habsburgische Imperium (Wim Blockmann, Jelle Haemers) folgen Beiträge zur Regierungspraxis von Philipp II. in Spanien (Teofilo F. Ruiz), zum Herrschaftssystem der Habsburger im Vizekönigreich Neuspanien (Alejandro Caneque), zum Verhältnis von spanischen Kolonisten und der Bevölkerung in den Anden und schliesslich zum besonderen Fallbeispiel der mexikanischen Stadt Tlaxcala, die sich während der Konflikte mit den Atzeken speziell habsburgtreu gegeben hat. Der vergleichende Blick in die neue Welt öffnet neue Perspektiven bezüglich Herrschaftspraxis der Habsburger mit teils verblüffenden Parallelen, teils Blicken in eine aus mitteleuropäischer Sicht völlig fremde Welt.

Dieser vergleichende Ansatz ist wohl die wertvollste Essenz aus der Tagung von 2008. Seit dem Gedenkjahr hat die Forschung zu den Habsburgern im Mittelalter markant an Fahrt gewonnen und hat vor allem aus schweizergeschichtlicher Perspektive zu einer teilweisen Neubewertung zumindest der habsburgischen Präsenz in den sogenannten Vorlanden geführt.

BRUNO MEIER, BADEN

*Hochreiter, Walter; Gschwind, Eva; Salvisberg, André; Sieber, Dominik; Sieber-Lehmann, Claudius: Drinnen – draussen – dabei. Die Geschichte der Stadt Rheinfelden. – Heidelberg: Verlag für Regionalkultur 2014. – 336 S., ill.*

Stadtgeschichtsschreibung ist nach wie vor populär. Die Selbstvergewisserung in ihrer eigenen Geschichte ist es vielen Städten wert, umfangreiche, forschungsbasierte Geschichtsprojekte zu initiieren und zu finanzieren. Neben den fast gleichzeitig erschienenen monumentalen Werken der deutlich grösseren Städte Biel und Winterthur legt Rheinfelden eine weit kompaktere und in diesem Sinn auch für die Leserschaft einfacher fassbare Stadtgeschichte vor. Kompakt heisst, dass in vielen Bereichen naturgemäss wenig Platz für die Darstellung zur Verfügung stand und deshalb Schwerpunkte zu setzen waren, dass aber auch der zusammenfassende Überblick zu leisten war. Der Leser, der detailreiche Geschichten aus seiner Stadt erwartet, wird dabei teilweise enttäuscht, die Leserin, die sich einen Überblick über die Geschichte ihrer Stadt erhofft, wird zufrieden sein.

«Drinnen, draussen, dabei» wird als Motto vorangestellt und soll die spezielle Lage der Stadt in einem über Jahrhunderte sich verändernden Grenzraum thematisieren; zweifellos ein gelungener Zugang. Das Projekt ist denn auch in seiner Organisation grenzüberschreitend angegangen und umgesetzt worden.

Stadtentstehung, Mittelalter und Frühe Neuzeit umfassen ein gutes Drittel des Buches, das 19. und 20. Jahrhundert knapp zwei Drittel. Dies entspricht dem heutigen Verständnis von Stadtgeschichtsschreibung, das der jüngeren Geschichte weit mehr Platz einräumt, als dies Karl Schib in seiner Rheinfelder Geschichte von 1961 noch machte. Schibs solides Werk kann so neben der neuen Stadtgeschichte bestehen bleiben.

Den Mediävist wird es schmerzen, dass für die Schilderung der Stadtentstehung unter den schwäbischen Herzögen der Rheinfelder und Zähringer wenig Platz zur Verfügung stand. Auch für die österreichische Zeit bleibt naturgemäss relativ wenig Raum. Mit Schibs Werk von 1961 an der Seite lässt sich das erklären. Gelungen ist der Mix aus dem Narrativ der politischen Geschichte, das den Pfad auslegt, und den alltagsbezogenen Tiefenbohrungen, die Stadtgeschichte konkret erlebbar machen.

Die Grenzlage der Stadt wird in den folgenden Schwerpunktkapiteln zur Zeit um 1800, zum 19. Jahrhundert und zur Kriegs- und Krisenzeit der Weltkriege deutlich. Hier erhält die Rheinfelder Stadtgeschichte exemplarisch eine Bedeutung, die weit über das Lokale hinausgeht. Integration und Ausschluss der Doppelstadt in dieser Zeit sind nicht nur für die Geschichte des Aargaus, sondern auch für die Schweizer Geschichte als Ganzes von Bedeutung. Dabei kommen auch die speziellen Schwerpunkte Rheinfeldens in der Industrialisierung und in der Entwicklung zum Kurort nicht zu kurz.

Der rasante Wandel der Stadt nach 1945, die Wiederzuwendung zum deutschen Nachbarn und die Nähe zu Basel – die seit dem Mittelalter von spezieller Bedeutung war – sind Schwerpunkte im letzten Kapitel.

Dem Autorenteam ist eine kompakte und übersichtliche Stadtgeschichte gelungen, die der Bevölkerung Rheinfeldens eine Handhabe gibt, sich in nützlicher Frist ein Bild über die Geschichte ihrer Stadt zu machen. Es ist zu hoffen, dass die Rheinfelderinnen und Rheinfelder trotz dem blassen und unpräzisen daherkommenden Umschlag zum Buch greifen werden. Für den Nicht-Rheinfelder ist die geografische und topografische Übersicht ab und zu etwas schwierig. Zwei Übersichtskarten sind etwas stiefmütterlich ganz am Schluss des Buches unkommentiert beigelegt. Zusammen mit dem 2011 erschienenen Kunstdenkmälerband liegt damit wieder eine aktuelle und gut zugängliche Geschichte Rheinfeldens vor.

BRUNO MEIER, BADEN

*Criblez, Lucien u. a.: Von der Aargauer Lehramtsschule zur Intensivweiterbildung 1973 bis 2013. – Aarau 2013. – 125. S., ill.*

Die Jubiläumsschrift zum 40-jährigen Bestehen einer Intensivweiterbildung nimmt den Leser schon in der Einleitung durch äusserst kluge und differenzierte Gedanken zur Funktion einer Jubiläumsschrift für sich ein. So wird einerseits der Wunsch der jubelnden Institution hinterfragt, eine solche Schrift für ihre historische Legitimation einzusetzen, oder moderner ausgedrückt, als «unique selling proposition» zu verwenden, um sich im Konkurrenzkampf von Mitbewerbern zu unterscheiden. Andererseits wird auch deutlich gemacht, dass die Zwangsläufigkeit, mit der die positiv verstandene Entwicklung zum aktuellen Status aufgezeigt wird, eine scheinbare ist und es durchaus immer alternative Entwicklungsmöglichkeiten gegeben hätte, die ebenfalls zu überzeugenden Resultaten geführt hätten. Ja, es wird sogar hinterfragt, ob hier wirklich von einer 40-jährigen Geschichte einer Institution gesprochen werden kann oder ob nicht spätestens mit der formellen Auflösung der Lehramtsschule Aargau im Jahre 2006 und der Eingliederung der Intensivweiterbildung in die Fachhochschule Nordwestschweiz ein so markanter institutioneller Bruch vorliegt, dass eine Jubiläumsschrift eigentlich gar nicht mehr gerechtfertigt ist.

Diese bemerkenswerten Erkenntnisse werden nun nicht nur einfach in der Einleitung dargelegt, um nachher im Hauptteil wieder beiseite geschoben zu werden, sondern an verschiedenen Stellen wird immer wieder gezeigt, dass die Entwicklung auch anders hätte laufen können, dass alternative Konzepte diskutiert oder sogar erprobt wurden – zum Beispiel rekurrente Weiterbildung am Didaktikum statt Intensivweiterbildung an der Lehramtsschule –, und es wird Interviewpartnern die Gelegenheit gegeben, sich dazu zu äussern, welche alternativen Entwicklungsmöglichkeiten in bestimmten Entscheidungsmomenten denkbar gewesen wären.

Dadurch verliert die Schrift nicht etwa an Einheitlichkeit und Dichte, im Gegenteil, sie wird erst dadurch richtig breit im Horizont und zeigt dem Lesenden die Vielfalt und die komplexen Entwicklungen und Entscheidungsmechanismen im aargauischen Schulwesen der letzten vierzig Jahre. Sie ist damit etwas vom Besten und

Klügsten, was über diese Entwicklungen im Moment vorliegt, und wird mit Gewinn nicht nur von denjenigen gelesen, die sich für diesen spezifischen Typus der Weiterbildung interessieren, sondern von allen, die wissen möchten, wie sich unsere staatlichen Institutionen und Entscheidungswege in den letzten 40 Jahren entwickelt haben.

Hier wird ein sehr starker Wandel, der staatspolitisch nachdenklich stimmen kann, aufgezeigt. Fallen vor 40 Jahren im Bereich der Lehrerinnen- und Lehreraus- und -weiterbildung politisch ausgehandelte und diskutierte Entscheide mit starker Steuerung direkt durch die Legislative, so verschiebt sich die Lenkung und Entscheidung allmählich zur Exekutive, um dann mit dem «New Public Management» immer mehr an die Verwaltung überzugehen und damit auch immer mehr entpolitisiert zu werden. Das erleichtert zwar wohl einerseits die Entscheidungen (wobei nicht einmal das gewiss ist, wenn man die verschlungenen Organigramme und Entscheidungswege der Fachhochschule und des Departements betrachtet). Andererseits erscheint aber staatspolitisch bedenklich, dass damit ein Bereich aus dem Interessenkreis der Politik und damit der Öffentlichkeit verschwindet, der noch vor 40 Jahren ganz selbstverständlich dorthin gehörte. Heute wird die politische Diskussion allenfalls noch über die Finanzierung, nicht mehr aber über Inhalte geführt. In dem Sinne wäre die Schrift allen politisch Interessierten als Denkanstoss wärmstens zu empfehlen.

MATTHIAS FUCHS, LEUTWIL

*Brodbeck, Thomas; Hagen, Alejandro; Schüpbach, Andrea; Sester, Laurent: Nach der Lehre kann ich gehen, und dann ist alles gut. Die Geschichte des Berufsbildungsheims Neuhof in Birr (AG), vormals Schweizerisches Pestalozziheim Neuhof (1914–2014). – Baden: hier + jetzt, Verlag für Kultur und Geschichte 2014. – 120 S., 67 Abb.*

Zum 100-jährigen Bestehen sollte – wie es Stiftungsratspräsident und Gesamtleiter formulierten – «etwas entstehen, das eine nachhaltige Wirkung entfaltet und in gewissem Sinn ein Zeitdokument ist». Die in drei Zeitfenster gegliederte Jubiläumsschrift wirft nicht nur einen Blick auf die vergangenen 100 Jahre des Schweizerischen Pestalozziheims, sondern darüber hinaus auf den Neuhof Johann Heinrich Pestalozzi im 18. Jahrhundert und auf das gegenwärtige Berufsbildungsheim im Jubiläumsjahr 2014.

Im Zentrum der Institutionsgeschichte stehen die ehemals «Zöglinge» genannten Jugendlichen, die eine Lehre in Birr absolvieren. Unter Pestalozzi wies der Neuhof Merkmale einer «Arbeitserziehungsanstalt» auf: So dienten Schulbesuch, Feldarbeit und die Beschäftigung in den Werkstätten gemäss seinem Kredo «Mit Kopf, Herz und Verstand» – also die Schärfung intellektueller, sozialer und manueller Fähigkeiten der Zöglinge – als erzieherische Mittel und sollten zudem die Anstalt finanziell tragen helfen, was dem Pädagogen bekanntlich nicht glückte.

Den Hauptteil des Buches nimmt das zweite Zeitfenster ein, die Geschichte des Schweizerischen Pestalozziheims «für nachschulpflichtige Knaben» ab der Gründung



durch das Neuhof-Komitee im Jahr 1914 bis in die heutige Zeit. Dabei wird ein Akzent auf die Instrumentalisierung des Pestalozzi-Mythos gelegt, der in die Schaffung eines «pädagogischen Rütli der Schweiz» münden sollte. Anschliessend werden die beiden Hauptprotagonisten einander gegenübergestellt: Zum einen Vater und Sohn Baumgartner, die das Pestalozziheim 70 Jahre lang leiteten, und zum anderen die Auszubildenden, die meist auf straf- oder zivilrechtlicher Basis durch Jugendgerichte oder Armen- und Vormundschaftsbehörden eingewiesen wurden. Oftmals bildete der Neuhof die Fortsetzung einer vorangehenden Fremdplatzierungs- oder einer angestrebten Verschärfungsmassnahme für renitente Jugendliche.

Den Zöglingen wurden damals deviante Charakterzüge attestiert, denen die Heimleitung mit verschiedenen pädagogischen Mitteln begegnen wollte. Das erste lag bereits im geografischen «Milieuwechsel» in Form des stadtfernen und naturnahen Neuhofs, darüber hinaus in der christlichen Lehre, sozialdisziplinierender Massnahmen, aber auch progressiver Freizeitgestaltung. Hervorgehoben wird der bis in die 1960er-Jahre reichende gesellschaftliche Konformitäts- und Normalitätsdruck aus bürgerlicher Warte. Die noch in den 1980er- und 1990er-Jahren genannten Einweisungsgründe wie «völlig verwahrlost», «Erbschwachsinn» oder «pathogen» beziehungsweise «krankmachendes familiäres Milieu» zeugen von der Langlebigkeit einiger von einweisenden Stellen verwendeten sprachlichen Stereotypen. Demgegenüber stand der konzeptuelle Paradigmenwechsel des Neuhofs in Form der Wohn- und Ausbildungstreppe als Anreiz- und Sanktionssystem.

Im dritten Zeitfenster wird das Berufsbildungsheim im Jubiläumsjahr basierend auf Interviews mit dem Gesamtleiter, einem Sozialpädagogen sowie einem Jugendlichen vorgestellt und bietet somit einen Einblick in das heutige Aufgabenfeld. Vor dem Hintergrund, dass mit der Jubiläumsschrift ein Zeitdokument geschaffen werden sollte, wäre die Verfassung dieses Kapitels durch heutige Mitarbeiter – und nicht der Autorenschaft – als Vergleichsmöglichkeit zur beruflichen Selbstwahrnehmung und dem Stellenwert der Institution in den Schriften vorangehender Heimleiter ein interessanter Ansatz gewesen.

Insgesamt gelang es den Autoren, eine übersichtliche und in aktuelle Forschungsfragen eingebettete Auseinandersetzung mit dem Neuhof vorzulegen. Aufgrund der lückenhaften Schriftgut-Überlieferung konnte der Anspruch, die Lebensumstände damaliger Jugendlicher und ihrer auf den Neuhof folgenden Lebenswege zu skizzieren, nur punktuell eingehalten werden. So fehlten auch bei den an sich spannenden Bemerkungen über die Heimkritik in den 1920er- und 1970er-Jahren konkrete Bezüge zur vorgestellten Institution. In der Erschliessung und Sicherung des vorhandenen Quellenkorpus läge somit auch wesentlich die im Vorwort angesprochene «nachhaltige Wirkung» der Jubiläumsschrift für kommende Generationen. In der kurzweiligen Lektüre konnte abseits der reinen Institutionsgeschichte insbesondere beim diachron im Raum stehenden Spannungsfeld gesellschaftlicher Exklusion und Inklusion von Personengruppen, wie es in der gegenwärtigen Forschung um fürsor-

gerische Zwangsmassnahmen rezipiert wird, ein Akzent gesetzt werden. Die Kritik soll den Gesamteindruck des inhaltlich interessanten und optisch ansprechenden Werks nicht schmälern, das nicht zuletzt vor Augen führt, dass das 20. Jahrhundert dem als «Anstaltsjahrhundert» bezeichneten 19. Jahrhundert in Wahrheit keineswegs hintansteht. Es bleibt zu hoffen, dass weitere gelungene Institutionsgeschichten die Aargauer «Fürsorgelandschaft» dokumentieren.

ERNST GUGGISBERG, FISLISBACH

*Haas, Franz; Aeschlimann, Heinz (Hg.), Egger, Kurt (Projektleiter): Kern-Geschichten. Selbstverlag 2012. – 132 S., ill.*

Die Firma Kern war seit der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts bis zur Einstellung der Produktion 1991 – neben den Grossunternehmen Aeschbach, Sprecher & Schuh und Oehler – ein wichtiger Pfeiler der Industriestadt Aarau. 1819 wurde das Unternehmen von Jakob Kern (1790–1867) als Werkstätte für Reisszeuge und feinmechanische Instrumente gegründet. Die wechselhafte Geschichte der Firma und ihr Umfeld werden einerseits in einem Text mit der Überschrift 172 Jahre Aarauer Industriegeschichte 1819 bis 1991, andererseits in einer minutiös zusammengetragenen Firmenchronik in tabellarischer Form dargestellt. Diese Chronik nimmt den Hauptteil der 132 Seiten dicken Publikation ein. Zwei Vorworte und ein Anhang mit einer Übersicht über die von Kern Aarau hergestellten Produkte und einigen bereits anderswo erschienenen Texten runden die beiden Hauptteile ab. Die Illustrationen zeigen neben Porträts der Firmenchefs vor allem Fotos der Zirkel und der Messinstrumente.

Der Autor Franz Haas ist – wie wir im Anhang erfahren – 1960 in die Firma Kern eingetreten. Der Aufbau eines technischen Kundendienstes vermittelte ihm tiefen Einblick in die Lieferpalette. Oft wurde ein altes Instrument bei der Bezahlung eines neuen an Zahlung genommen. So entwickelte sich eine einzigartige Sammlung, die Haas 1988 retten konnte. Sie wurde der Stadt Aarau geschenkt und befindet sich heute im Stadtmuseum Aarau.

Die Perspektive des technischen Kadermannes prägt die vorliegende Publikation. Die Entscheidungen der Geschäftsleitung werden an diversen Stellen kritisch kommentiert, die Arbeit der bis zu 1150 Personen starken Belegschaft (1983) knapp dargestellt. Durch die Zusammenführung der vielen Einzelinformationen der Chronik in den Lauftext hätte aus der Fachpublikation ein attraktives Buch für ein breiteres Publikum entstehen können. Die vielen Reproduktion von Instrumenten geben der Publikation einen technischen und die traditionelle Buchgestaltung einen etwas ältlichen Charakter.

Wer sich jedoch intensiver mit der Geschichte Aaraus und der Wirtschaftsgeschichte des Kantons beschäftigt, greift mit Gewinn zur kleinen Schrift. Sie birgt viele Preziosen. Zwei greifen wir heraus. Der Firmengründer Jakob Kern war als Waisenkind im Haushalt des Seidenindustriellen und Politikers Johann Rudolf Mey-

er (1739–1813) aufgewachsen. Meyer ermöglichte dem Knaben eine «solide Schulbildung» und eine Lehre beim Aarauer Zirkelschmied Esser sowie bei bedeutenden Instrumentenbauern im In- und Ausland.

Dem technisch eher Unbedarften vermittelt das Buch interessante Einblicke in die Entwicklung der Produktion von Industrieprodukten. So wurden bei Kern die Instrumente bis 1910 einzeln in handwerklicher Arbeit hergestellt. Ein defektes Einzelteil eines so gefertigten Instrumentes musste also wiederum von Hand hergestellt und eingepasst werden. Erst danach stellte man allmählich und in Etappen auf eine serienmässige industrielle Produktion um. Dazu mussten kostspielige Maschinen angekauft werden.

DIETER KUHN, WOHLER

*Furter, Fabian; Schoeck-Ritschard, Patrick: Göhner Wohnen. Wachstumseuphorie und Plattenbau. – Baden: hier + jetzt, Verlag für Kultur und Geschichte 2013. – 242 S., ill.*

Die Produktion von Wohnungen erreicht nicht etwa heute ihren Höhepunkt, sondern hatte diesen vor gut 40 Jahren, den Jahren der Hochkonjunktur. 1973 wurden in der Schweiz 82 000 Einheiten erstellt. Die Firma von Ernst Göhner (1900–1971) baute zwischen 1965 und 1975 9000 Wohnungen, davon allein 5000 im Radius von fünf Kilometern rund um den Greifensee im Zürcher Oberland. Es ist nicht die rein quantitative Bedeutung der Ernst Göhner AG, welche die vorliegende Publikation rechtfertigt, es ist die von der Firma mitentwickelte Technik des Elementbaus und die unter anderem durch das 1972 erschienene Buch «Göhnerswil» (1972) angeregte Diskussion über die Folgen dieser Bautätigkeit. Der Rückschau auf die Kritik räumen die Autoren gebührend Raum ein: ein stimmungsvolles (Wieder-)Eintauchen in die ideologisch geführten Diskussionen der 1970er-Jahre.

Soviel vorweg: «Göhner Wohnen» führt die Diskussion differenziert weiter. Der Kunsthistoriker Philipp Ursprung im Vorwort: «Mit ihrer Studie schliessen sie den Fall nicht, sondern rollen ihn neu auf und stellen ihn im Rahmen eines breiten ökonomischen, politischen und sozialen Horizonts zur Diskussion.»

In zehn thematischen Kapiteln und sieben Porträts stellen Fabian Furter und Patrick Schoeck viel Material zur Ernst Göhner AG zur Diskussion. Auf knapp zehn Seiten etwa wird der starke Charakter von Ernst Göhner porträtiert. Was sein lebenslanger Freund Gottlieb Duttweiler mit der Migros erreichen sollte, nämlich die Normierung im Lebensmittelhandel, erreichte Göhner – zu seinen Lebzeiten – im Baugewerbe. Kurz vor seinem Tod verkaufte er die Firma an die Elektrowatt. Die Erdölkrise liess die Bautätigkeit 1973 schrumpfen. Das Firmengeflecht wurde schrittweise aufgespalten und Mitte 1990er-Jahre durch die Schweizerische Kreditanstalt zerschlagen.

Das «System Göhner» ist ein anderes Kapitel überschrieben. Konzis werden auch hier die Abläufe nachgezeichnet: Die firmeninterne «schwere Vorproduktion» der Betonteile, aber auch der Türen, Fenster, Elemente der Küche und von Wand-

schränken, ja des Parketts, erlaubte kostengünstiges Bauen. Jeder Kostenfaktor wurde auf den künftigen Mietzins einer einzelnen Wohnung umrechnet und dementsprechend die Entscheidungen gefällt. Die Standorte der Baukrane gaben darum insgeheim der Siedlung ihre Form.

Viel intensiver als die kritische Publizistik bisher vermuten lässt, arbeitete die Firma mit Fachkräften, etwa mit dem Schweizerischen Werkbund, dem ORL, dem Institut für Orts-, Regional- und Landesplanung, und renommierten Architekten zusammen. An verschiedenen Stellen des Buches wird das Ringen zwischen den Planern und Ernst Göhner anschaulich. Für den Unternehmer stand sein Elementbausystem nie zur Diskussion: Die Architekten fügten vielfach die «langweiligen Kisten» gut in die Landschaft ein und sorgten für kreative Aussenanlagen.

Nach mehrfachem Durchblättern vermitteln die je neun Seiten starken, grosszügigen Fotostrecken von sechs durch Göhner erstellte Überbauungen – darunter die Webermühle in Neuenhof – vielfach genau diesen Eindruck, die strengen Raster der Fassaden werden durch die meist gut gestalteten Grünanlagen und Wege ästhetisch gebrochen. Der Fotograf Oliver Lang ist mehr als Illustrator, er ist der dritte Autor von «Göhner Wohnen».

Zu Beginn der Arbeit am Buch stellten die Autoren fest, dass das Firmenarchiv der Ernst Göhner AG durch die späteren Handänderungen sich «weitgehend aufgelöst hatte». Davon merken die Leser des Bandes nichts, denn die Autoren gingen verschiedenen Hinweisen nach und trugen Stück für Stück zusammen. Die Texte lesen sich gut, der reiche Bildband macht Spass.

DIETER KUHN, WOHLN

*Regula Schatzmann: Die Spätzeit der Oberstadt von Augusta Raurica. Untersuchungen zur Stadtentwicklung im 3. Jahrhundert. – Forschungen in Augst 48. Augst 2013.*

Das späte dritte Jahrhundert gilt in den Nordwestprovinzen des römischen Reiches als eine Zeit der Krise und des Umbruchs, ausgelöst durch wirtschaftliche, ökologische oder politische Umwälzungen.

Im Rahmen eines Forschungsprojekts über die «Spätzeit von Augusta Raurica» hat sich Regula Schatzmann zum Ziel gesetzt, die Baugeschichte von ausgewählten archäologischen Befunden für diese Epoche im Detail neu aufzurollen. Dabei kommt sie zum Ergebnis, dass weder ein einziges Ereignis noch eine Katastrophe für den Niedergang der Stadt verantwortlich gemacht werden können, sondern ein Prozess der allmählichen Auflösung hinter dem urbanistischen Wandel steht.

Die Arbeit ist in drei Hauptteile gegliedert. Im ersten Teil werden zwei wichtige Voraussetzungen für die Stadtgeschichte als Ganzes herausgegriffen und diskutiert: einerseits der Nachweis eines möglichen Erdbebens und andererseits die Grundlagen für die Datierung der archäologischen Befunde. Regula Schatzmann gelingt es, die postulierten Erdbebenbefunde nun innerhalb einer grösseren Zeitspanne zu datieren, womit diese nicht mehr einem einzigen Katastrophenereignis zuweisbar

sind. Alternative Erklärungsmodelle (kurzzeitige Überschwemmungen, allmählicher Zerfall von Bausubstanz) wie auch paläoseismologische Untersuchungen unterstreichen ihre Argumentation. Das darauffolgende Kapitel zur Datierung leistet viel Detailarbeit und liefert die Grundlagen für die weitere Diskussion der Stadtgeschichte.

Im zweiten Teil wird die Baugeschichte von zwei ausgewählten Wohnvierteln («Insulae») im Rahmen einer detaillierten Befundauswertung vorgelegt und analysiert. Die Analyse der archäologischen Fakten liefert einen vertieften Einblick in die vielschichtigen Auflassungs- und Zerfallsvorgänge der Wohnbebauung am Ende des 3. Jahrhunderts nach Christus.

Der dritte Teil ist einer ausführlichen Synthese gewidmet. Hier wird die Situation in Augst in einen regionalen und überregionalen historischen Kontext eingebettet. Dabei wird klar, dass, um Zirkelschlüsse zu vermeiden, die Phänomene zwar in einem ersten Schritt isoliert und mit der entsprechenden Tiefe betrachtet werden müssen, in einem zweiten aber die Verknüpfung mit zeitgleichen Situationen aus anderen Fundstellen unerlässlich ist, um die Vielschichtigkeit und Bedeutung der Prozesse dieser Epoche zu verstehen.

Der fast 100 Seiten starke Fundkatalog im Anhang gilt der Befundauswertung. Er ist nach Phasen und Ensembles gegliedert und zeichnet sich durch übersichtliche Tabellen, klare Zeichnungen und qualitätsvolle Fundfotos aus.

Die vorliegende Arbeit ist nicht nur hinsichtlich ihrer Resultate, die zugegebenermassen teilweise etwas «augst-spezifisch» ausfallen, sondern auch wegen ihrer Methodik und Stringenz vorbildlich und leistet somit einen wichtigen Beitrag nicht nur zu Stadtgeschichte und Schicksal von Augusta Raurica, sondern auch für die nordwestlichen Provinzen des römischen Reiches.

ANDREW LAWRENCE, UNIVERSITÄT BERN,  
INSTITUT FÜR ARCHÄOLOGISCHE WISSENSCHAFTEN

*Trumm, Jürgen; Flück, Matthias: Am Südtor von Vindonissa. Die Steinbauten der Grabung Windisch Spillmannwiese 2003–2006 (V.003.1) im Süden des Legionslagers. Veröffentlichungen der Gesellschaft Pro Vindonissa XXII. – Brugg: Kantonsarchäologie Aargau 2013. – 532 S., ill., mit Planbeilagen.*

Mit dem 22. Band der Reihe der GPV liegt eine umfassende Analyse der Ausgrabung im südlichen Abschnitt des Legionslagers von Vindonissa vor – dies bereits sieben Jahre nach Abschluss der Feldarbeiten. Die insgesamt elf Autoren konzentrieren sich dabei auf die Befunde der bisher wenig erforschten Spätzeit des Legionslagers und der Zeit nach dem Abzug der Truppen.

Nach der vorangestellten Zusammenfassung folgt in Kapitel II eine kurze Einführung zum Projekt, Forschungsstand und zur Situierung. Im anschliessenden Synthesekapitel werden die Erkenntnisse zu den Bauten im Legionslager und zur Lagerbefestigung sowie zu ausgewählten Befunden (beispielsweise Strassen und

Gräber) phasenweise vorgestellt. In Kapitel IV erfahren diese eine archäologisch-historische Würdigung. Das Buch schliesst mit diversen Exkursen zu ausgewählten Fundgruppen und Fragestellungen.

Die Detailauswertungen sowie die Befund- und Fundkataloge können auf der Homepage der Kantonsarchäologie Aargau als PDF abgerufen werden. Die digitale Vorlage dürfte bei so umfangreichen Befundanalysen Schule machen. In Zukunft könnten die Stärken dieser Publikationsformen noch besser genutzt werden, indem beispielsweise Tabellen direkt in editierbarer Form zur Weiterverarbeitung zur Verfügung gestellt würden.

Das neue, aufwändig gestaltete Layout der Reihe ist ansprechend und modern. Einzig die stellenweise sehr feine oder kleine Schrift, beispielsweise in der fünften Titlebene, in gewissen Tabellen oder den Fussnoten, die zudem weit in den Bund reichen, liessen sich bemängeln.

Die seitlich gesetzten Stichwörter sind hilfreich und erlauben einen schnellen Einstieg in ausgewählte Themen. Anders die ebenfalls seitlich angeordneten Abbildungsverweise: Diese werden leicht überlesen und bleiben in ihrer Zuordnung bisweilen zu unpräzise.

Die gute Bildauswahl ergänzt den Text und macht den Befund nachvollziehbar. Hervorzuheben sind die zahlreichen gelungenen Rekonstruktionsbilder, die den wissenschaftlichen Text illustrieren. Vindonissa-unkundige Leserinnen und Leser dürften jedoch eine Übersichtskarte aller besprochenen Altgrabungen, Flurnamen, Gebäude und Lagerabschnitte vermissen.

Dem Autorenteam gelingt es gut, das sehr komplexe und umfangreiche Ausgangsmaterial auf die wesentlichen Punkte zu reduzieren. Vielleicht hätte man einige Kapitel in ihrem Aufbau noch etwas besser strukturieren können, indem etwa die teils unnötigen inhaltlichen Wiederholungen vermieden worden wären. Kapitelübergreifende Verweise, insbesondere zwischen den Synthesekapiteln und den Exkursen, würden das Nachvollziehen der Argumentation im Einzelfall weiter erleichtern. Etwas verwirrend sind auch die bisweilen uneinheitlichen Bezeichnungen der Befunde. Insgesamt sind dies jedoch formale Mängel, die den wissenschaftlichen Wert der Arbeit keineswegs schmälern.

Dank dem interdisziplinären Ansatz und dem akribischen Vorgehen unter Einbezug diverser Altgrabungen konnten zahlreiche neue Erkenntnisse zur Spät- und Nachlagerzeit des Legionslagers, zu den Befestigungen und zur Innenbebauung im Bereich des Südtors gewonnen werden. Darüber hinaus werden Fragen zu den Vorgängen beim Wechsel beziehungsweise Abzug der Truppen eines römischen Legionslagers diskutiert. Die künftige Forschung auf dem Platz und zu römischen Legionslagern wird deshalb nicht um dieses Werk herumkommen.

REGULA ACKERMANN UND PIRMIN KOCH

*Doppler, Thomas (Hg.): Spreitenbach-Moosweg (Aargau, Schweiz): ein Kollektivgrab um 2500 v. Chr. – Antiqua 51. – Basel 2012.*

Im Jahr 1997 wurde bei Sondierungen im Rahmen des Eisenbahnprojekts Bahn2000 bei Spreitenbach ein jungsteinzeitliches Kollektivgrab entdeckt. Die ursprünglich aus Holz erbaute, inzwischen vergangene Grabkammer enthielt die Bestattungen von zwölf Personen. Neben fünf Männern und vier Frauen wurden hier auch zwei Jugendliche und ein Neugeborenes beigesetzt, meist auf dem Rücken liegend und mit angezogenen Beinen. Wenige Funde, darunter zwei Spinnwirtel, drei Steinbeile, einige Geweih- und Knochenartefakte und Silexabschläge sowie eine Silexpfeilspitze können teilweise als Grabbeigaben angesprochen werden.

Die Rettungsgrabung der Kantonsarchäologie Aargau wurde von einem 18-köpfigen Team von Wissenschaftlern unter der Leitung des Herausgebers Thomas Doppler ausgewertet und 2012 als Band 51 in «Antiqua», der Reihe der Veröffentlichungen von Archäologie Schweiz, vorgelegt. Das Buch ist durchgehend zweisprachig Deutsch/Französisch gehalten und teilweise farbig illustriert.

Im ersten Teil der wissenschaftlichen Publikation beschreiben Dorothea Spörri, Herman Huber und Elisabeth Langenegger ausführlich die Fundstelle und das Vorgehen bei der Ausgrabung. Besonderes Gewicht legen sie dabei auf die Lage der Bestattungen sowie den Befund der aus Holz errichteten Grabkammer und der ringsum dokumentierten Reste einer Pfostenkonstruktion zur Überdeckung der Anlage. Aufgrund der Niederlegungsabfolge der Toten kommen sie zum Schluss, dass es sich hier um ein Kollektivgrab handelt, das während maximal zwei Generationen genutzt wurde. Die archäologischen Funde und Grabbeigaben werden von Thomas Doppler und Marie Besse besprochen.

In einem zweiten Teil schliessen sich die naturwissenschaftlichen Untersuchungen an. Thomas Doppler, Niels Bleicher, Irka Hajdas und Lukas Wacker können anhand der Datierung von menschlichen Knochen mit der Radiokarbonmethode belegen, dass die Grabstätte nur während kurzer Zeit am Übergang von 26. zum 25. Jahrhundert vor Christus benutzt wurde.

Die anthropologischen, molekulargenetischen, zahnmorphologischen und isotopengeochemischen Untersuchungen von Christian Meyer, Kurt W. Alt, Ole Warnberg, Jocelyne Desideri, Corina Knipper, Mathias Fragata und Michael Brauns zeigen, dass die Bestatteten untereinander in verwandtschaftlicher Beziehung standen. Heide Hüster Plogmann gelingt anhand der Tierarten, welche durch Tierknochenfunde belegt sind, eine Rekonstruktion der Landschaft in der Umgebung des Bestattungsortes.

Im dritten Teil des Buches wird das Grab von Spreitenbach von Elisabeth Bleuer, Thomas Doppler, Hermann Fetz und Marie Besse mit schnurkeramischen und glöckenbecherzeitlichen Grabanlagen aus dem regionalen und dem europäischen Umfeld verglichen. Dabei stellt sich heraus, dass Spreitenbach eine Sonderstellung unter

den wenigen bekannten zeitgleichen Bestattungen bis weit über die Landesgrenzen hinaus einnimmt.

Die wissenschaftliche Publikation richtet sich in erster Linie an die Fachwelt. Ein interessiertes, breiteres Publikum kann dem Buch aber viele spannende Informationen zu den Bestattungssitten einer Bevölkerung entnehmen, die gemeinhin unter den Begriff der «Pfahlbauer» fällt.

MARIANNE RAMSTEIN,  
ARCHÄOLOGISCHER DIENST DES KANTONS BERN